

# Die Welt der Frau

Beilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 7.

Posen, den 3. April

1927

Wo keine Menschenliebe, da ist auch keine Gottesfurcht.

Seibniz.

Vermaledeit sei das Leben, das sich einer alleine lebt und nicht seinen Nächsten und wiederum gebenedeit sei das Leben, darin einer nicht sich, sondern seinen Nächsten lebt.

Butcher.

Wenn Liebe beginnt zu kränkeln und zu schwinden, So nimmt erzwing'ne Höflichkeit sie an.

Shakespeare.

## Die neugierige Frau.

Von Maria Nissen.

Es war still im Wohnzimmer.

Es ist auffallend, wie still es zuweilen in einem Wohnzimmer sein kann. Die Frau saß auf dem Sofa und dachte über irgend etwas nach. Der Mann saß auf einem Stuhl und las.

„Was würdest du tun,“ fragte sie plötzlich, „wenn ich von einem Auto überfahren würde?“

„Dich aufheben,“ antwortete der Mann, gleich als ob er diese Frage erwartet hätte; und dann las er weiter.

„Nein, aber wenn ich . . . wenn ich . . . totgefahren würde?“ fragte die Frau.

„Oh,“ antwortete der Mann, indem er die Zeitung flüchtig liest, „totgefahren?“

Die Frau nickte.

„Ja, dann würde ich in Trauer kommen,“ antwortete der Mann, indem er wieder weiter las.

„Aber Mann,“ rief die Frau vorwurfsvoll aus.

Mit einem Seufzer ließ der Mann seine Zeitung wieder sinken. Es war in der letzten Zeit eine gewisse Sucht seiner Frau geworden, allerhand lästige Fragen zu stellen.

„Meinst du das allein?“, wiederholte die Frau, während sie trachtete, in seine Augen zu sehen. „Meinst du das allein?“

„Ja,“ antwortete der Mann. „Was soll ich dann anders tun müssen?“

„Und das ist alles, was du tun würdest?“

„Nein, natürlich nicht, meine Liebe, es würde vieles zu erledigen sein, zum Beispiel den Vorfall anzeigen, die Vorbereitungen zur Beerdigung treffen, die Lebensversicherung benachrichtigen. Ich denke, daß ich dann mancherlei zu erledigen hätte.“

Die Lippen der Frau bebten.

„Und würdest du nicht ein wenig . . . ein klein wenig Nummer haben?“, flüsterte die Frau.

„Gewiß, das will ich meinen,“ sagte der Mann. „Sehr viel Nummer, so wie das in solchem Falle selbstverständlich ist.“

„Ja aber . . . nicht mehr, als wenn — du deinen besten Anzug anhabst und es beginnt zu regnen?“ Ihre Stimme bebte.

„Aber Frau,“ sprach der Mann mit großer Entschlossenheit in der Stimme, „sei nun einmal so gut und höre damit auf. Warum solltest du von einem Auto überfahren werden? Warum sollen wir uns mit dem Gedanken einer solchen Unwahrscheinlichkeit quälen? Es ist töricht, sich mit solchen Gedanken abzugeben.“

„Aber ich möchte einmal wissen, wie du in einem solchen Falle fühlst.“

„Glücklich,“ antwortete der Mann. „Sehr elendig. Jetzt weißt du es. Kann ich nun, wenn es dir recht ist, meine Zeitung weiterlesen?“

Doch die Frau saß noch in Gedanken.

„Würdest du nicht meinen?“, fragte sie jetzt.

„Ara! Sehr ara! Sehr, sehr ara,“ sagte hierauf der Mann.

„Ich glaube, Frau, du wärest noch imstande, dich von einem Auto überfahren zu lassen, um einmal zu sehen, wie ich mich dabei verhalte. Du denkst doch im Ernst nicht, daß ich vor Freude tanzen und das Haus illuminieren würde?“

„Ja,“ schluchzte sie, „das würdest du vielleicht tun. Du würdest dich freuen, mich los zu sein. Du fühlst nicht für mich. Oh, du würdest dich wirklich freuen, wenn ich von einem Auto überfahren würde.“

Der Mann bedruff, daß ihm in diesem Augenblick nur ein Weg offen stand. Er setzte sich neben sie auf den Divan und legte seinen Arm um sie. Ihr leises Schluchzen hörte nach und nach auf, und bald war es ganz still.

Dann kehrte der Mann wieder zu seinem Stuhl und seiner Zeitung zurück. Doch lange blieb es nicht still; denn wieder hing die Frau ihren Gedanken nach.

„Nimm nun einmal an,“ sagte sie, „nimm nur für einen Augenblick an . . . daß es doch geschähe . . . mit dem Auto, siehst du . . . Unterstelle es nur einmal . . . Würdest du dann wieder heiraten?“

Der Mann legte seufzend die Zeitung weg.

„Ich weiß es nicht, würdest du es wollen?“

„Nein, nein. Doch daran würdest du dich gewiß nicht stören.“

„Natürlich doch,“ antwortete der Mann entschieden. „Natürlich, ich würde nicht daran denken, mich wieder zu verheiraten, wenn du es nicht gerne siehst. Aber was für eine Idee! Wir wollen jetzt aber über etwas Fröhlicheres plaudern, nicht wahr?“

„Oh, ich glaube doch fest, daß du wieder heiraten würdest, du kannst nicht ohne Frau sein. Sage es mir nur, wenn du wieder heiraten würdest . . . würdest du dann wieder eine blonde Frau nehmen, so wie ich, oder eine dunklere?“

„Weder eine blonde, noch eine schwarze. Zur Abwechslung würde ich dann einmal eine nehmen, die ganz lahl wäre,“ lautete die schlaftrübe Antwort des Mannes.

„Ja, nimm die Sache nur spaßig,“ sagte die Frau, während aufs neue ein Schluchzen aus ihrer Kehle drang. „Ich kann nichts Spätkäses darin finden, von einem Auto überfahren zu werden und . . .“

„Sei nun in des Himmelsnamen einmal vernünftig,“ rief der Mann jetzt wegwerfend aus. „Du bist nicht tot und ich will dich nicht tot wissen und ich will mich nicht wieder verheiraten. Weder mit einer blonden noch mit einer schwarzen, weder mit einer roten noch mit einer lahlen Frau. Es ist niemand wie du allein, der von solch närrischen Dingen spricht. Warum redest du nicht etwas anderes? Warum nur darüber?“

„Weiß ich es wissen will.“

„Wissen, was wissen?“

„Was du tun würdest.“

„Aun, das weißt du doch.“

„Nein, das weiß ich nicht. Und obendrein, ich möchte es gerne von dir selber hören sagen.“

Nun dachte der Mann nach, doch er begriff nicht. Männer sind nicht so leicht von Begriff.

„Sagen?“ fragte er, „was soll ich sagen?“

„Was ich von dir hören will, natürlich.“

„Und was ist das?“

„Daß du . . . daß du noch ein wenig für mich übrig hast, und daß du es sehr bedauern würdest, wenn mir etwas passierte.“

„Aber, Lieblich, das weißt du doch. Mein Himmel, du willst doch nicht, daß ich versuche, dir klar zu machen, daß ich nicht nach deinem Tode verlange, oder was wolltest du sonst von mir?“

„Nein, das ist es nicht. Ich . . .“

„Aun?“

„Gut, ich werde es dir sagen,“ sprach jetzt die Frau, als ob sie plötzlich einen Entschluß gefaßt hätte. „Wenn du wirklich wieder heiraten wolltest, wenn ich . . . ich nicht mehr wäre, dann möchte ich dir doch nicht im Wege stehen. Du würdest nicht tun können, was du wolltest, ohne daß ich wenigstens trachtete, um das zu verhindern.“

„Oh,“ sagte der Mann.

Er dachte einen Augenblick nach.

„Aber sieh einmal,“ sprach der Mann, „wenn du nicht mehr wärest . . . würdest du mir dies nicht wehren können. Nicht wahr?“

„Ah,“ stieß die Frau nun hervor, „da steht man, wie zornig du bist. Du sprichst über meinen Tod, als wenn . . .“

„Verstehe mich doch einmal gut,“ beschwor sie jetzt der Mann.

„Ich verlange durchaus nicht nach deinem Tod. Ich wollte dir nur einmal deutlich machen, daß du es mir doch nicht hindern könntest, wenn du . . .“

Er schwieg bestürzt. Die Frau war in Tränen ausgebrochen. „Du liebst mich nicht mehr,“ schluchzte sie. „Ich weiß es wohl. Nichts. Nicht ein kindliches Gefühl hast du für mich.“

Der Mann nahm sie in seine Arme.

„Mein Lieblich, ich bete dich an. Ich bin vernarrt in dich,“ rief er aus, während er die Tränen aus ihren Augen fortküßte.

„Du weißt doch, daß ich dich anbeete. Warum mußt du dich so aus der Fassung bringen lassen durch solch unsinnige Gedanken. Du weißt doch . . .“

Die Frau schlug die Augen auf.

„Liebst du mich noch? Wirklich? Gäh?“

Der Mann nickte nachdrücklich.

„Gewiß mein Lieblich, liebe ich dich, sehr sogar.“

Durch ihre Tränen lachte nun die Frau.

„Aber warum hast du mir das nicht gleich gesagt,“ seufzte sie mit einem leichten Nachschluchzen. „Das ist ja alles, was ich wissen wollte.“

# Mitgift und Ehe.

Von Hilde Hanna Sitte-Pütter.

(Nachdruck verboten.)

Was bekommt „sie“ mit?

Dies war vor Jahren noch die erste besorgte Frage von Mutter, Vater und Tanten, wenn ihnen der Sohn und Nefte die Mitteilung machte, daß er das Mädchen seiner Wahl endlich gefunden zu haben glaube. In zweiter Reihe erst erkundigte man sich auch über das Aussehen der zukünftigen Schwiegermutter, über ihre Tugenden und Untugenden. Speziell die letzteren und Mängel an Schönheit wurden in die Waagschale geworfen gegenüber der Mitgift der Braut. Oft hatten sich auch liebevolle Tanten bereits einen Kuppelsturz verdient und unter ihrer Regide kamen Ehen zustande, die alles eher denn glücklich zu nennen waren. Denn ausschlaggebend war eben die — Mitgift gewesen und nicht die lebenswichtigste Frage: Passen die zwei Menschen auch zueinander?

Gewiß, der finanzielle Mißhalt, den das Heiratsgut der Frau schafft, ist sehr zu begrüßen; aber schließlich wurden in früheren Jahren die Begriffe Frau und Mitgift ganz offensichtlich dahingehend verschoben, daß nicht die Frau, sondern die Mitgift die ausschlaggebende Rolle bei der Eheschließung spielte.

Gleich zahlreich sind andererseits die Fälle, in denen ein armes Mädchen, um das Prestige der Familie zu heben oder aus finanziellen Sorgen zu befreien, von ihren Angehörigen gezwungen wurde, einem ungeliebten Manne, einem Greise, die Hand zur Ehe zu reichen. Der Tanz um das goldene Kalb, um die Mitgift des zu freibenden Mädchens, um das Vermögen des ungeliebten Anebers, wurde im Laufe der Jahrhunderte zu einem endlosen Neigen, dessen einzelne Glieder unfreiwillig zusammengekettert, unglückliche Menschen bildeten.

Stellen wir dem unsere heutige, mit Unrecht so viel geschmähte Zeit entgegen, so müssen wir zugestehen, daß eine Wendung zum Guten eingetreten ist. Schuld daran tragen natürlich nicht die Menschen (denn Geld und Gut sind in der heutigen Zeit begehrter denn je). Ursache ist vielmehr die vollkommene Verschiebung der sozialen Verhältnisse, die allgemeine Volksverarmung. Ansehnliche Vorkriegs-Vermögenswerte zerfließen gleich dem Schnee an der Frühlingssonne, Wohlstand begüterter Familien schrumpfte während des Krieges lässlich ein. Immer mehr mußte zugefügt werden, bis auch das letzte aufgebraucht war und den Rest einist großer Besitztümer fraß die Inflation. Uebrig blieb einem großen Teile in schwerer nationaler und wirtschaftlicher Not nur eines: ein aufrechter Wille zum Wiederaufbau wertvoller Werte, eine nie erlassende Arbeitskraft.

Hatte die Frau schon während des Krieges gelernt, kräftig zuzupacken und den Mann daheim vollgültig zu ersetzen, so legte sie auch nach dem Kriege nicht die Hände müßig in den Schoß. „Schüler an Schulter“, als getreue Kameraden, schaffen heute Mann und Frau neue Werte, neues Vermögen, endliche Zufriedenheit!

Ganz Mitteleuropa ist verarmt und nirgends kommt das deutlicher zum Ausdruck als in den Wurzeln des Volksganges, in der Familie. Vor dem Kriege mußte jedes Mädchen mindestens eine vollkommene Wäscheausstattung und Wohnungseinrichtung in die Ehe mitbringen. Wie sehr haben sich die Verhältnisse geändert! Ein Mädchen, welches heutzutage Wäsche und Wohnungseinrichtung als Heiratsgut mitbekommt, gilt als vermögend, ist als sehr gute Partie begehrt. Durch den Krieg und die Vermögensverluste ist das Volk beschneidener, bedürfnisloser geworden. Die Spekulation nach der großen Mitgift hat von selbst aufgehört, einfach deshalb, weil sie nicht da ist, weil die Vermittlung der Braut zu den Ausnahmefällen zählt.

Da aber die Zahl der Eheschließungen, wie sie aus den Statistiken ersichtlich ist, absolut nicht nachgelassen hat, ist anzunehmen, daß die Männer gelernt haben, sich zu bescheiden. Die beste Mitgift, die ihnen ihre Braut und zukünftige Frau mitbringen kann, sind Gesundheit und — zwei fleißige Hände! Die modernen jungen Leuten heiraten also größtenteils auf einer sehr unmodernen schwebenden Basis. Sie heiraten aus — Liebe, die oft aus einer ehelichen Kameradschaft im gemeinsamen Berufe hervorgegangen ist. Unsere „sittenlose“ Zeit ist also doch sittlicher, als man meinen sollte.

## Was erzähle ich meinem Kinde?

Von Ch. Liebt.

(Nachdruck verboten.)

Von jeher ist das Märchen die Pforte zum Kinderparadies gewesen. Eine Kindheitsentwicklung ohne Märchenzauber ist undenkbar. Und wo es einem Kinde nicht geboten wird vom Munde der Erzählerin, da baut es sich das Kind selbst aus seiner Umgebung auf. Denn in den Entwicklungsjahren regiert die Phantasie und nicht die Realistik. Das Kind sieht zum Märchenbilde nicht objektiv, sondern subjektiv; es ist ihm keine Unterhaltung, sondern ein im tiefsten Innern erschütterndes Erlebnis. Dies zu wissen und zu erkennen, ist eine Hauptaufgabe für den Erzähler. Die Reproduktionsfähigkeit des inneren Erlebens auf seine Außenwelt ist eine ärztlich festgestellte Anlage, die bis ins achte bis zehnte Lebensjahr reicht. Nach den Entwicklungsjahren verschwindet sie bei den meisten Menschen; nur gottbegnadete Wesen, wie Dichter, behalten sie ihr Leben lang.

Zum Zweck dieser Ausföhrung versuche man folgendes Experiment: Man lasse das Kind ein Bild — nicht zu überladen — drei bis vier Minuten aufmerksam betrachten. Dann nehme man es fort, lasse das Kind die Augen schließen und eine Beschreibung des eben Gesehenen geben. Die Genauigkeit, die sich selbst durch

Fragen nicht irritieren läßt, wird verblüffend sein. Aus diesem Beispiel der starken Eindrucksfähigkeit des kindlichen Geistes läßt sich auch die Frage näher beleuchten: „Was erzähle ich meinem Kinde?“

Auch das kleine Gemüt ist schon sensationshungrig, und manche Erzieherin, welche die kleine Schar gar nicht mehr händigen kann, greift zu dem letzten Mittel der Ruhefindung: des Erzählens von Schauer- und Beistergeschichten. Gewiß, der Lärm verstummt, dafür steht, aus den vorherigen Erklärungen erkennbar, der Geist in solcher geistlichen Spannung, dem das kleine Körperchen oft nicht gewachsen ist. Epileptische Anfälle und Krämpfe sind bei reizbaren Naturen oft die Folgen davon, und auch bei robusteren Kindern ist eine bis ins spätere Alter hineinreichende Neugierlichkeit und Furcht die Ursache dieser falschen Erziehungsmethode.

Dem Kinde ist das Märchen das, was dem Erwachsenen das Leben. Es sucht in ihm Erkenntnis von Moral und Sittlichkeit. Deshalb muß der Aufbau die Dreiteilung besitzen: Schuld, Strafe, Erlösung. Die noch bis heute unerreichten Hausmärchen der Gebrüder Grimm: Aschenputtel, Hänsel und Gretel, Frau Holle usw. dienen uns als Musterbeispiele. Ihrer wird das Kind niemals überdrüssig werden. Abweisen tut das Kind jede Reflexion, da der Geist dazu noch nicht fähig ist. Deshalb werden die Andersen'schen Märchen, wie: Die Nachtigall, Das Tannenbäumchen, Die Stoppnadel usw., erst den Kindern in späteren Jahren verständlich werden.

Vom erzieherischen Standpunkte sind die Geschichten von der bösen Stiefmutter zu verworfen, da dadurch in dem Kinde eine falsche Voraussetzung großgezogen wird, deren Lebensumständen es einmal ausgekehrt sein kann. Falsch ist auch das Dazwischentreten einer dritten Person, wie sie oft in Hexen und bösen Geistern erscheint. Das Kind wird in dem folgerichtigen Gang des Erziehungsgedankens gestört und sucht im Aufsteigen des menschlichen Egoismus die Schuld auf andere abzuladen.

Bei dem größeren Kinde tritt dann die Verschiedenheit der Geschlechteranlage mehr zutage. Während der Junge zum Indianerbrauch greift, schwelgt das Mädchen gern in der Gefühlssphäre sentimentaler Träumereien. Hier spricht die Temperamentanlage des Einzelnen, und in der Hand der Mutter oder Erzieherin liegt es, durch die Auswahl der Lektüre das Schwache zu fördern und das Stürmische nicht überhand nehmen zu lassen.

So liegt in der Erzählung ein Faktor hohen erzieherischen Wertes, der, von Müttern und Erziehern richtig angewandt, großen Segen stiften kann.

## Wenn zur Körperpflege die Zeit mangelt.

Von Charlotte Liebt.

(Nachdruck verboten.)

Immer größer werden die Ansprüche des Lebens, immer genauer die Zeiteinteilung nach Minuten. Neben der harten Fron des Tages betont man mehr und mehr die Pflege der Persönlichkeit an Körper und Geist. Die Wechselwirkung soll die Spannung der Nerven lösen, führt aber oft das Gegenteil herbei. Jung und schlant sein ist nicht allein Modefache, es sind vielmehr Wirtschaftsfaktoren, die uns im Kampf um den Lebensunterhalt wirksam unterstützen. Schwerfälligkeit, Müdigkeit, Arbeitsunlust vermehren die Sorgen und schaffen Launen beim Gatten oder beim Chef.

Darum sind Turnen, Sport, Gymnastik bei der heutigen Frau unerlässlich, wenn — hier sitzt der Stachel — es sich mit der Freizeit vereinbaren läßt. Da kommt die Bürobeamtin, geistig ermüdet und abgesehen, um 6 oder 7 Uhr heim. Jetzt ist vielleicht noch eine Hausarbeit zu erledigen, ein Brief zu schreiben, ein Theater zu besuchen und, ehe sie es versteht, ist die Schlafensstunde überschritten, und sie wirft sich erschöpft und ermüdet, aber nicht nach körperlicher Ruhe verlangend, zu Bett. Oder die Hausfrau, die abends noch Mid- und Stopparbeiten erwartet, sucht mit müden Füßen spät ihr Lager auf; die Stunde Gymnastik war nicht mehr herauszuschlagen.

Worin besteht das Altern? Die unbrauchbaren Stoffe des Körpers setzen sich in den Arterien fest, der Stoffwechsel verlangsamt sich. Das Blut, eingeeignet, fließt träger und hat nicht mehr die Kraft, die Abfallstoffe mit sich zu reißen und zur Verdauung zu bringen. Es fehlt sich Zeit an, die Haut wird blaß und schlaff, die Muskelaktivität läßt nach, das Welken beginnt. Was also müssen wir zur Verhinderung tun? Das Blut zum starken Kreifen bringen. Das gelingt durch Bewegung und Atmung. Sehen wir das Kind.

Es wird dir niemals einen Gegenstand aus entferntem Zimmer ruhigen Gangs herüberbringen. Es läuft und springt, und ist rasch wieder da. Du meinst, das kannst du nicht mehr? Warum? Der kurze Rock gibt dir das Privileg dazu; Ruhe ist die Würde des Alters, aber auch das Zeichen des Alterns. Sei allem, was du tust, bemühe dich, es schnell und scharf zu tun. Du kannst zehn- und zwanzigmal den Arm vom Küchentisch zum Wandbrett heben mit schließlicher Abspannung der Muskeln, und du kannst ihn nur dreimal scharf und rasch aufwärts führen und fühlst die Durchblutung bis zum kribbelnden Gefühl in den Fingerspitzen. Ein Feind des Jungbleibens ist die Bequemlichkeit. Nimm so wenig wie möglich die Dienste anderer in Anspruch. Wenn ein Kränzel zu Boden fällt, eine Nadel im Teppich verschwunden, suche sie selbst. Nicht der Nadel wegen, sondern um der unfreiwilligen Akrobatik, mit der du wieder ein Stückchen Jugenblut zurückgewinnst.

Und wenn vor dem Schlafengehen die Minuten zum Abendturnen nicht mehr reichen wollten, so reichen sie zu etwas anderem noch ganz gewiß — zur kurzen Massage mit deiner Bürste. Du lächelst? Ja, diese Massage ist äußerst wirksam und löst keine Neuanpassung. Akribie dich nicht, der Abwehr verliere von seiner

**Barbette.** Zuerst bläse die Arme in langen, gleichmäßigen Ein-  
 zügen, dann vorn im Halbkreis um die Brust herum, den Leib in  
 Kreisbewegungen und zuletzt die Beine von den Hüften abwärts.  
 Das Ganze dauert fünf bis sieben Minuten, bis der Körper sich  
 erhitet, und du das angenehme Gefühl bewegter Blutcirculation  
 empfindest.

Du siehst, auch mit wenig Zeit und Geld kannst du Ver-  
 änderungen ausführen, du mußt nur Mut haben, Freude und  
 Willen, denn der Geist ist es, der sich den Körper baut.

## Aufschaffungskredite.

Von Anne-Marie Mampel.

(Nachdruck verboten.)

Kredit . . . das klingt gar lieblich im Ohr mancher Frau und  
 heißt für sie so viel als laufen können, was man gern haben möchte,  
 ohne nach dem Preis zu fragen, ohne rechnen, ohne Inanspruchnahme  
 und Vergleichen zu müssen, denn — gezahlt wird später. Und über dieses  
 „Später“ zerbricht man sich zunächst nicht den Kopf; es wird sich  
 schon finden, wird sich einrichten lassen, Hauptsache, daß man erst  
 hat, monach das Herz begehrt. Das schillernde, schimmernde  
 Abendkleid mit den Perlenketten (das anzuziehen man zwar kaum  
 Gelegenheit haben wird), die himmlische Tasche aus Schlangen-  
 haut, ein neues Tafelset, denn das alte ist bereits nicht mehr  
 ganz vollständig (trotzdem es gewiß noch eine ganze Zeit hinreichen  
 würde), und vielleicht, ja vielleicht sogar, denn man empfindet es  
 immer wieder als ein Bedürfnis, wenn man einen geselligen Kreis  
 bei sich zu Gast hat: ein Klavier . . .

Alles auf Kredit, kein, nicht wahr?

Was dann nachkommt, ist allerdings weniger begeistert.  
 Denn gezahlt muß doch werden, und es kann geschehen, daß die  
 Abzahlungskosten die laufenden Einnahmen übersteigen oder doch  
 wenigstens verschlingen, so daß zum täglichen Leben nichts übrig  
 bleibt, in Krankheitsfällen kein barer Groschen zur Verfügung  
 steht und totale Verschuldung droht, aus der sich wieder heraus-  
 zuarbeiten mitunter beim besten Willen nicht möglich ist.

All das muß bedacht sein, wenn man Kredit — in welcher  
 Form immer — in Anspruch nimmt; und infolge der von großen  
 Warenhäusern und zahlreichen Geschäften des Einzelhandels auf-  
 genommenen „Konsumfinanzierung“ wird gewiß manche Frau, die  
 es früher nicht tat, auf Abzahlung ihre Käufe vorziehen.

Der in weiten Kreisen herrschenden Geldknappheit soll durch  
 diese Konsumfinanzierung — neben diesem System gibt es noch  
 einfachere Abzahlungsmodalitäten — abgeholfen und der wirt-  
 schaftlich durch die Inflation und ihre Nachwehen schwer geschädigte  
 Mittelstand in die Lage versetzt werden, größere Anschaffungen zu  
 machen und auf diese Weise zur Belebung der Wirtschaft beitragen.  
 Das ist gut und schön und wird in vielen Fällen als tatsächliche Er-  
 leichterung zu betrachten sein, besonders wo es gilt, einen jungen  
 Hausstand aufzubauen, zur Existenz Nötiges anzuschaffen (Schreib-  
 und Nähmaschinen usw.). Auch überall da, wo man zu rechnen  
 und einzuteilen versteht, wird man von den neuen Kreditanrich-  
 tungen ohne Gefahr zuweilen Gebrauch machen können. Wer sich  
 aber dadurch zu überflüssigen und leichtsinnigen Klüßen verleiten  
 läßt, wird es früher oder später büßen, denn mehr als man ein-  
 nimmt, kann man auf die Dauer — ob mit oder ohne Kredit —  
 nicht ausgeben.

## Kindliche Mißverständnisse.

Von Ruth Thorin.

(Nachdruck verboten.)

Der Vater wird von Hansi und Wäcken bedrängt, zu sagen,  
 was er sich vom Weihnachtsmann wünsche.

„Zwei artige Kinder!“ erklärt er lachend.

Darauf Hansi stürmisch: „Na ja, Pappi, dann sind wir vier!“

Peterchen steht zu, wie das kleine Brüderchen gewogen wird.  
 Das geschieht auf der Hauswaage, auf die man einen flachen Wack-  
 wiegelkorb gestellt hat. Nachdenklich staunt Peterchen einige Se-  
 kunden und fragt dann wichtig die Mami:

„Du, Emma, wann wird denn der gelocht?“

Zwei kleine Geschwisterchen haben ihr totes Kanarienvogelchen  
 begraben. Am nächsten Morgen kommt der Bub strahlend zur  
 Mutter:

„Die Engelchen haben unser Hänchen schon in den Himmel  
 geholt, Mami!“

Verdutzt fragt die Mutter vorsichtig: „Woher weißt du denn  
 das, mein Kerlchen?“

„Ach, Mami, ich habe eben wieder das Grab aufgemacht, da  
 war das Hänchen nicht mehr drin, und draußen waren lauter  
 Bunten von Stralchen, da haben gewiß die Engelchen gestanden.“

Toto hat zwei Brüderchen bekommen. Die Mutter sagt ihm,  
 er möge in der Schule mitteilen, daß er am nächsten Tage nicht  
 kommen könne, weil sie ihn zu einigen Gängen brauche.

„Dann werde ich aber sagen, daß ich nur einen Bruder  
 bekommen habe,“ sagt Toto.

Die Mutter: „Und weshalb?“

Toto: „Den anderen werde ich mir zur Entschuldigung für  
 die nächste Woche aufsparen.“

„Meiner, warum weinst du denn so? Bist du nicht mehr,  
 wie du heißt und wo du wohnst?“

Der Meine: „Rein, ich weiß nicht, wir sind gestern umgezogen,  
 und Mutter hat sich heute früh wieder verheiratet.“

## Die Frau im Wiener Aerzteberuf.

Aus Wien wird uns geschrieben: Durch das Eingreifen der  
 Frau in die dem Manne vorbehaltenen Erwerbs- und Be-  
 rufszweige haben sich die Verhältnisse der Gesellschaft nicht un-  
 wesentlich verändert. Kaum daß sich in der Vorkriegszeit den  
 Frauen die Tore der Hochschulen öffneten, ist die Frau im Talar  
 des Anwaltes und namentlich als Ärztin beim Kranken jetzt schon  
 fast eine Erscheinung des Alltags. Gar zu leicht allerdings war  
 der Eingang in die akademischen Berufe nicht. So hat bekann-  
 tlich noch der berühmte Wiener Chirurg Albert den Frauen Hör-  
 saal und Klinik verwehrt. Wenn nun nach dem statistischen  
 Ausweis der Gemeinde Wien es dormalen nicht weniger als 383  
 Ärztinnen, das sind 10 Prozent der Wiener Ärzteschaft, in  
 Wien gibt, so zeugt dieses rasche Aufsteigen von der Fähigkeit des  
 weiblichen Strebens. Und wenn man die Zahl der Ärztinnen in  
 den einzelnen Wiener Bezirken vergleicht, dann muß man sogar  
 behaupten, daß die Frauen auch vom geschäftlichen Stand-  
 punkte die Sache nicht schlecht verstehen. So sind in den  
 Billenquartieren und in den Bezirken, wo sich die vom reichen Publi-  
 kum besuchten Sanatorien befinden, die Ärztinnen in erheb-  
 licher Zahl vertreten, während in den Arbeiterbezirken kaum  
 je drei bis fünf Ärztinnen ihren Sitz haben. Oder soll man daraus  
 schließen, daß in den bürgerlichen Schichten die Ärztinnen be-  
 liebter sind als im Proletariat? Im letzten Jahre hat die Zahl  
 der Ärzte, die sich gegenwärtig in Wien auf 3992 beziffert, nur  
 um 1.8 Prozent zugenommen, die Ärztinnen dagegen um  
 14.8 Prozent. Jedenfalls steht den Männern im Aerzteberuf eine  
 wohnhafte Konkurrenz entgegen.

## Die praktische Hausfrau.

Wie reinigt man Windjade und Regenmantel?

Scheut man nicht ein wenig Arbeit und Sorgfalt, so kann  
 man stets tadellos saubere Garderobe haben, wenn man genau  
 nach folgenden Vorschriften handelt: Zuerst mache man eine ziem-  
 lich scharfe Seifenlösung. Mit diesem Seifenwasser bürste man  
 den zu reinigenden Mantel tüchtig ab, alsdann spüle man ihn mit  
 lauwarmem Wasser ohne jeden Zusatz nach, das heißt aber nicht,  
 den Mantel in einem Gefäß ausspülen, sondern man nimmt wie-  
 der eine Bürste und bürstet den Mantel Strich für Strich sorgfäl-  
 tig nach. Dann wird der Mantel mit einer 5prozentigen Mann-  
 lösung — man rechnet auf 10 Liter Wasser ca. 500 Gr. Maun —  
 abgebürstet, um nun zum zweiten Male mit einer recht schaumigen  
 Seifenlösung abgebürstet zu werden. Zum Schluß wird der Man-  
 tel nochmals mit einer frischen 5prozentigen Mannlössung abge-  
 bürstet, doch unterbleibt das Abbürsten mit Wasser. Dann auf  
 einen Bügel zum Trocknen an einem luftigen, doch nicht sonnigen  
 Platz aufgehängt. Das Trocknen auf dem Bügel ist darum zu  
 empfehlen, weil die Kleidungsstücke dabei ihre Form behalten und  
 nicht zipfelig sich ausreden. Durch die Behandlung mit Maun  
 ziehen sich die Stofffasern wieder vollständig zusammen, so daß der  
 Stoff wasserdicht bleibt; ebenfalls erhält sich die Imprägnierung  
 bei den Windjaden vorzüglich, und die Kleidungsstücke zeigen wie-  
 der ein vollständig neues und sauberes Aussehen.

**Blumendünger.** Ehe der künstliche Dünger aufkam, ver-  
 wendeten viele deutsche Gärtner als besten, wirksamsten Düng den  
 Osenruß, der mit dem Gießwasser vermischt wurde. Dieses  
 Verfahren ist auch heute noch, namentlich zur Winterzeit, für  
 unsere Zimmerpflanzen zu empfehlen. Mit der Anwendung von  
 Kunstdüngerarten ist Vorsicht geboten; denn was der einen Pflanze  
 zuträglich ist, vermag der anderen zum Nachteil zu gereichen.  
 Selbst der in Blumen- oder Samengeschäften zu kaufende Guano  
 (ein animalischer Dünger) kann, in zu starker Menge gegeben,  
 viel Pflanzen zum Absterben bringen.

## Für die Küche.

**Vilanter Kalbsbraten.** Sechs Personen. Drei Stunden. Ein  
 Stück aus der Keule wird gut geklopft, abgehäutet und mit sauber  
 vorbereiteten Sardellen- und Speckreifen gespickt. Nun wird das  
 Fleisch in kochende Butter gelegt und unter häufigem Begießen  
 langsam gar gebraten. Dann nimmt man das Fleisch heraus,  
 löst die Soße vom Boden los, bindet sie, wenn nötig, mit etwas  
 zerquicktem Weizenmehl, schmeckt sie mit Zitronensaft pikant ab  
 und vollendet mit zehn Tropfen Maggi Würze.

**Güter italienischer Salat.** Er besteht aus Neunaugen, däni-  
 schen Anchovis, geräucherter Lachs, Seringen, Sardellen, russischen  
 Sardinen, Böhlenzunge, Kalbsbraten, Entgurken, in Essig einge-  
 legten Maiskolben, Pfeffergurken, Oliven und Perlzwiebeln zu  
 gleichen Teilen. Die an sich schon sehr pikanten Zutaten werden  
 in zierliche Stifchen geschnitten und mit dicker saurer Sahne leicht  
 gemengt. Zur Garnitur eignen sich Eier, Mixed pickles, Krabben.

**Baumkuchentorte.** Zutaten: ½ Kilo Butter, ½ Kilo Zucker,  
 14 Eier, ½ Kilo Maismehl und eine halbe Stange Vanille. Die  
 Butter wird schaumig gerührt, und abwechselnd werden ein Eigelb,  
 zwei Eßlöffel Zucker und ein Eßlöffel Maismehl hinzugegeben, bis  
 alles verbraucht ist, was etwa eine Stunde dauert. Zuletzt wird  
 das zu Schnee geschlagene Eiweiß dazu gegeben. Die Masse wird  
 schichtweise (eine Schicht hat die Breite eines Messerrückens) in  
 eine Springform gefüllt und diese über einen Topf mit kaltem  
 Wasser gestellt. Die Masse darf nur bei Oberhitz baden. Sobald  
 die erste Schicht gebräunt ist, füllt man die zweite darauf, läßt sie  
 wieder braun baden, gibt die neue darauf und so fort, bis die  
 Teigmasse verbraucht ist. Wenn die Torte erkaltet ist, wird sie mit  
 Zucker- oder Schokoladenglasur überzogen.

# Freund der Kinderwelt.

## „Alle Vögel sind schon da“.

Wenn die bei uns heimischen Amseln und Buchfinken ihre Lieder wieder anstimmen, singen wir das schöne Lied. Daß aber der Einzug der Vögel, die im Winter wärmere Gegenden aufgesucht haben, sich über ein Vierteljahr erstreckt, ist auch nicht bekannt. Schon in der ersten Hälfte des Februar pflegt als erster Heimkehrer ein Raubvogel, der Bussard, einzutreffen. Mitte Februar kommen als eigentliche Frühlingstinder die Stare mit ihrem lustigen Schwaben und ihrem zarten Gesang; um die nämliche Zeit meistens erscheinen auch die Feldlerchen wieder und die Gabelweih. Ihnen folgen Ringeltaube und Piebich. Pelassine und Waldschneppse pflegen im März einzutreffen, wie denn der Volksmund von ihnen sagt: „Oculi, da kommen sie!“ Hausrotschwänzchen, Turmfalke und Graubrossel sind ebenfalls im März wieder da.

Anfang April kommen Wiedehopf, Rohrdornmel und Bachstelze. Die Grassücken, Nachtigallen und Goldammer treffen ein, und Ende April läßt sich der Kuckuck wieder sehen und beginnt die Schwalbe lustig ums Haus zu schiefen.

Anfang Mai treffen dann die Nachzügler ein, die elegante Turmschwalbe, die Gartengrazmücke, der Pirol, der graue Fliegenfänger und schließlich die Wachtel. Alle suchen sich häuslich einzurichten, und in Wald, Garten und Feld ist das gewohnte muntere Treiben bald wieder im Gange. Leider werden von ordnungsliebenden Menschen häufig Busch- und Strauchwerk, Hecken und Bäume von Feldrainen und freien Plätzen entfernt. Manche der kleinen Heimkehrer werden dadurch um Nistgelegenheiten gebracht und müssen weiterziehen. Als Entgelt aber wird sich in einer durch menschlichen Unterhand vogelarm gemachten Gegend eine vermehrte Insektenplage einstellen. Die Stare sind häufig um Wohnungen verlegen. Dem kann leicht abgeholfen werden durch Starenkästen, die auch in Bäumen oder an Häusern angebracht werden können.

## Der erste Westfale.

Groß, breitschultrig, rötlichblond, mit hellen Augen, die wie die offenen Fenster eines Hauses anmuteten: so stand der erste Westfale da, den ich als Kind kennen lernte. Ich dachte damals, so sähen alle Westfalen aus. Aber ich lernte auch anders aussehende kennen. Doch ist bei den Westfalen gerade das rötlich-blonde Haar viel öfter vertreten als bei uns.

Ein alter Ansiedler, der jenem Westfalen gleich, den ich oben schilderte, erzählte mir einmal mit lustigen Schallstücken in den blauen Augen die Geschichte, wie der liebe Gott den ersten Westfalen schuf:

Der liebe Gott ging einst mit Petrus über die Erde und kam nach Westfalen, das damals noch nicht von Menschen bewohnt wurde. Schon damals hatte der Erdboden in Westfalen dieselbe rote Färbung wie heute, und die auch dem Lande den Beinamen „rote Erde“ gab. Die rote Färbung der Erde wird auf die vielen Eisenerzlager, die in der Erde liegen, zurückgeführt. — Gewaltige Steinblöcke lagen überall herum. Mächtige Eichen breiteten ihre knorrigen Kronen.

Da sagte Petrus zu unserem Herrgott: „Herr, sehe doch Menschen auf diese rote Erde, daß sie nach den Schätzen, die in der Erde verborgen schlummern, graben, und daß sie den Acker bestellen!“

Der liebe Gott blieb stehen, rührte mit einer Fußspitze einen der umherliegenden Steine an und sprach: „Lebe!“

Da ward aus dem Stein ein großer, vierschötiger Mann mit rötlichblondem Haar und blauen Augen. Weil er auf der Erde gelegen, hatte sein Haar die rötliche Färbung des Erdbodens angenommen.

Der Mann sprang auf, brach mit der derben Faust einen festen Eichenknüppel, blickte mit seinen blauen Augen unerschrocken den Herrgott an und rief zornig: „Wat stößt du mi? Wer bist du? Wat si wull rünnen bon min Grund un Boden!“ Und brohend schwang er seinen Knüppel.

Petrus war entsetzt. Empört rief er: „Herr, der Kerl untersteht sich ja wohl, platt mit uns zu reden! Verbiete ihm diese ungebildete Manier!“

Der liebe Gott aber lachte und sprach: „Lieber Petrus, setz dich, du bist kein Musikante. Denn wärst du dies, so würdest du die feine Musik hören, die in der platten Mundart liegt. Du bist auch kein Goldkennner; denn sonst würdest du den Reichtum erkennen, den die platte Sprache birgt. Sie ist die Mutter der Muttersprache, und diese holt sich aus jener immer neue Schätze. Doch das verstehst du nicht! — Komm, laß uns weitergehen! — Um den Kerl ist mir nicht bange! Der wird schon in dem Lande fertig werden! Der wird sich schon gegen seine Feinde verteidigen und seinen Besitz und sein Recht behaupten! Der wird sich schon durchs Leben schlagen! — Und ist auch sein Neuhäres und sein Benehmen grob und ungeschicket, so gab ich ihm doch ein treues Herz in die Brust, so daß sich jeder auf ihn verlassen kann.“

Zu dem Manne, der aus dem Stein geworden, aber sprach Gott: „Ich bin der liebe Gott!“

Da wurde der grobe Kerl ganz demütig, warf seinen Eichenknüppel fort, beugte die Knie und sagte: „Verzeihe mir, Herr,

meinen Zorn! Ich dachte, du wolltest mir meine Erde rauben! Du sollst immer bei mir wohnen!“

Gott winkte gütig mit der Hand und sagte: „Wichtiger als äußerer Besitz sind innere Werte; denn sie können nicht genommen werden! Hüte deine inneren Werte, die ich dir gab, wohl! Ich fordere sie einmal von deinen Kindeskindern!“ — Damit schritt Got mit Petrus weiter. —

Und also, wie der liebe Gott gesagt, war der erste Westfale: äußerlich zäh, kantig, fest und ungehobelt; im Innern aber unerschrocken, biedert, ehrlich und treu. Er beugte sich vor niemand, nur vor Gott. Vater griff er sein Tagewerk an im Vertrauen auf seine Kraft, die Gott ihm gegeben. Mit steif erhobenen Haupte ging er stets seinen geraden Weg, den er sich vorgenommen. Seine Ehrlichkeit, seine Unerschrockenheit und seine Treue vererbten sich auf seine Kindeskinde. Römische Herrscher hörten von diesem Menschenschlage im wilden, unwirtlichen Norden. Sie holten sich die Enkel jenes ersten Westfalen und stellten sie als Wächter vor ihre Paläste; denn sie wußten: treuere Hüter konnten sie nicht haben. —

Margarete Nachtigal.

## Vergißmeinnicht.

Ein altes holdes Märchen sagt,  
Daß einst die Blumen kamen,  
Und Gott sie alle hat gefragt  
Nach ihrer Art und Namen.  
Da blieb ein Blümlein klein zurück,  
Verpaßte Zeit und Stunde,  
Und klagte dann mit trübem Blick,  
Mit traurig ernstem Munde,  
Weil es nicht seinen Namen weiß,  
Und weil es nun verloren!  
Da lächelte der Herrgott leis,  
Hat ihm ein Wort erkoren,  
Ein Wort von seltsam süßem Klang,  
Auch ich dir es jetzt deute,  
Es klingt so süß, es klingt so bang:  
„Vergißmeinnicht!“ noch heute.

Gemh von Winterfeld-Warnow.

## Die nützlichen Raubtiere.

Der bekannte Naturforscher und Dichter Raoul A. Francé kommt in seinem neuesten Werke „Vom deutschen Walde“\*) zu Schlüssen, die der allgemeinen Naturanschauung in bemerkenswerter Weise widersprechen. Typisch hierfür ist folgende Betrachtung:

„Das Reh, auch der Hirsch, sind beide absolute Pflanzenfresser und Waldschädlinge. (Ihre Nahrung ist nichts anderes, als daß sie die Knospen der Nadelhölzer abfressen, ebenso die jungen Wänter der Laubbäume, später sind Gräser, im Herbst Eicheln und Bucheckern ihre Nahrung, im Winter einfach Baumknospen und junge Triebe. Dabei fagt der Hirsch, der, wenn er sein Geweih fagt, rücksichtslos junge Bäume knickt, dem Wald (und dem Landwirt auch) noch weit mehr Schaden zu als die immerhin bescheidenen Rehe.“

Weister Lampe wieder sucht als „Wald- und Buschhase“ gar zu gern zu seiner „Feldfrüchsen“-Speisefarte noch einige Waldfrüchte dazu, vor allem benagt er im harten Winter die Baumrinden und schält manchen Baum.

Da ist, so merkwürdig es klingen mag, dagegen das Raubzeug: Fuchs und Luchs, auch Wolf und Bär, solange es welche gab, besonders vom Standpunkt des Naturgleichgewichtes aus beinahe ein Nützling. Denn der Bär kontrollierte den Insekten-, Würmer- und Schneckenbestand, allerdings nahm er auch Beeren, Pilze, Waldobst, Gras und Getreide mit. Seine Honigborkiebe ist allbekannt. Anders die Hundeartigen. Der Fuchs ist der große Mausvertilger. Dreißig oder vierzig an einem Tag zu fangen, ist ihm eine Kleinigkeit. Daß er Hasen, Rebhühner, Vogeleier nicht verschmäht, mag den Forstmann kränken, schadet aber dem Naturgleichgewicht nicht. Von ihm aus gesehen, ist der Fuchs kein Schädling.

Ähnliches muß, so wenig man es zunächst glauben mag, auch vom Wolf gesagt werden. Er jagt zwar alle Waldtiere und frist nur im Notfall Pflanzen. Unter reinen Naturverhältnissen aber bedeutete das keinen Schaden, erst als der noch gierigere Wolf, Mensch genannt, in die Bezirke der Natur einbrach, da erblickte er in dem Wolf den Rivale, den es zu vertilgen galt.

Ein Schädling ist der Wolf erst, seitdem es Schafherden und Weidvieh gibt, der Natur gegenüber aber ist er es nicht. Ähnliches gilt vom Luchs, von dem es ja noch manchmal in den Alpen und Karpathen, in Schweden und Rußland ein Färchen gibt. Er hält das Wild im Schach, und das paßt uns nicht, darum nennen wir ihn Räuber. Es war unser gutes „Naturrecht“, alle diese Tiere auszurotten, aber das darf unser Urteil nicht trüben über ihre Bedeutung im Naturganzen.

Und Waldpolizei, nicht aber Schädlinge im ganzen sind auch die viel geschmähten kleinen Säugetiere im Wald: Eichhörnchen, Maus, Maulwurf, Dachs und Igel.“

\*) Raoul A. Francé: „Vom deutschen Walde“, verlegt bei der Deutschen Buch-Gemeinschaft, Berlin SW. 61. (Prospekt gratis.)